

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 219. Bromberg, den 9. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(19. Fortsetzung.)

Ziellos durchquerte er die Straßen. Er, so gleichgültig. Alles war gleichgültig. — Er trat in ein Verkehrsbureau und frug, wann der nächste Dampfer nach Europa wegging. — „Am 16. nachmittags vier Uhr", gab ein Beamter höflich Auskunft.

„Nicht früher?", sagte Anderson erstaunt.

Der junge Mann hinter den Schaltergittern verneinte.

Da hatte er also noch Zeit. Erst in drei Tagen. Da ließ sich alles in voller Gemütlichkeit regeln.

Irgendwo warf eine Uhr ihre dröhnende Stimme in die Nacht. Zwölf helle Schläge. Er hatte sie ganz mechanisch mitgezählt. Der Wind flaute ab. Wie eine feuchte Treibhausluft schwamm die Atmosphäre über dem Häusergewirr. Leise, kaum merklich fing es an zu tröpfeln. Er steckte die Hände in die Taschen seines Mantels und zog ihn vorne etwas übereinander. Einige verspätete Passanten liefen rasch an ihm vorbei. — — —

Beinahe verblüfft sah er sich um. Bäume tauchten auf. Buschwerk stand in Gruppen, Duft von Blüten kam süßlich aus der Dunkelheit. Da war er also glücklich in einem der Außenparks gelandet. Aber das hatte nichts zu sagen. Die Stille tat ungemein wohl. Er nahm den Hut ab und ließ sich den Sommerregen auf den blonden Scheitel träufeln. Eine Bank, die unter einer Blautanne fast ganz geschützt lag, wählte er zum Rastplatz.

Gedankenverloren stützte er den Kopf in beide Hände. Man brauchte sich gar nicht anzustrengen. Das Gehirn lief immer den gleichen Kreis. Ellen — Radanyi — Gellerns blonde Witwe.

Da half absolut kein Dawider. Wozu sich plagen, wenn es doch zwecklos war.

Ellen — Radanyi — Gellerns blonde Witwe. Wie gleichmäßig diese drei an ihm vorbeischritten. Er sah jedes zum Greifen deutlich. Aber zum toll werden war das auf die Dauer. Das war unmöglich lange auszuhalten.

Er stand schläfrig auf und setzte sich wieder. Sachte tröpfelte es weiter. Er machte die Augen zu. Immer langsammer tanzten die drei an ihm vorüber. Dann verschwammen sie ineinander. — Tauchten noch einmal auf und verflüchteten wie ein Schemen.

Harald Anderson fuhr mit seiner Jacht den Michigan hinunter. Das helle Wasser plätscherte um ihn. Er tauchte seinen Körper in die Flut. Mit den Armen machte er eine unfreiwillige Bewegung, als schwimme oder rudere er. Er versuchte ans Land zu kommen und konnte nicht. Der Schweiß rann ihm über Rücken und Brust. Er nahm all seinen Willen zusammen und — erwachte.

Es goß in Strömen. Er mußte ordentlich fest geschlafen haben, denn er war naß bis auf die Haut. Das machte nüchtern.

Er trottete den Weg zurück. Kein Auto, kein Pferdegespann war in der Nähe. Er mußte wohl oder übel zu Fuß gehen. Beim matten Licht einer Straßenlaterne sah er nach der Uhr, das war nicht übel, vier Uhr früh. Er hatte die dämmernde Helle für Nebel gehalten, es war aber das heraufsteigende Morgenlicht.

Ein Mann kam ihm entgegen. Naß und triefend wie er selber. Er zog den Hut tiefer in die Stirne. Da faßte ihn der andere bereits an den Mantelknöpfen.

„Harald, um alles in der Welt! Wo warst du denn bis jetzt?"

Anderson war derart verblüfft, daß er vorerst keine Antwort fand. „Draußen im Zentral-Park!" sagte er dann mit einem flüchtigen Lächeln.

„So? — Im Zentral-Park! — Und ich, ich laufe seit vier Stunden kreuz und quer durch Newyork. — Jedem sah ich unter den Hut, jeden habe ich angerufen, jeden nach dir gefragt. Und immer nichts. Das ist — das ist rücksichtslos von dir —"

„Erlaube, mein Lieber —"

Radanyi ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Frag doch, was ich durchgemacht habe, diese vier Stunden. Ich möchte es in meinem Leben nicht wieder. —" Er zog ihn an dem einen Ärmel mit sich vorwärts. „Was glaubst du denn, wie das ist, wenn man nach einem sucht, von dem man nicht weiß, ob er sich nur zehn oder noch hundert Meter schleift — ob man ihn schon tot oder noch lebendig findet!"

„Elemer! . . ."

„Schweig — ich bitte dich! — Wenn du das noch einmal machst, dann geht's um unsere Freundschaft. —"

„Elemer! . . ."

„Um ein halb zwölf kam Ellen van der Veldt, vollständig kopflos und mit verschwollenen Augen. — Du habest Gift getrunken. — Ich weiß alles, sprich nicht dawider. Ich habe erst alles versucht, sie zu beruhigen. — Du kämst um zwölf — das hast du mir versprochen. Aber du bist draußen im Zentralpark gesessen und ich habe nicht aus noch ein gewußt, erst mit ihr und dann mit meiner eigenen Angst. Mach das einmal durch. — Damit du weißt, wie das ist, einen Menschen suchen, den man liebt, und von dem man nicht weiß, ob und wie man ihn wiederfindet!"

„Ich . . ."

„Harald bring keine Entschuldigung. Es gibt keine für dein Verhalten. Oben in deinem Zimmer sitzt Pier van der Veldt bei seiner Tochter, damit sie sich kein Leid antut. Sie ist ganz von Sinnen und spricht von ins Wasser gehen und ähnlichen Dingen. Ich habe ihr mein Wort gegeben, daß ich dich ihr bringe. Tot oder lebendig. Und nun ist es halb fünf Uhr früh. Du und Eve Mi — ihr habt meine Nerven auf dem Gewissen."

Anderson sprach kein Wort mehr. Verstohlen betrachtete er Radanyi von der Seite. An dessen unbedeckten Schläfen blitzten silberne Striche auf. — Da hatte er jetzt auch ein Teil Schuld daran. Aber er empfand merkwürdigerweise keinerlei Reue darüber. Eher ein innerliches Jauchzen, daß Elemer ihm solche Liebe entgegenbrachte. Es war doch wert, zu leben.

„Da hast du ihn ja glücklich aufgestöbert!" sagte Pier van der Veldt, als Radanyi mit Anderson in das Zimmer trat. Sein gemütlicher Baß kicherte lachend. Im tiefsten Innern aber war er heilfroh, daß Anderson endlich zurückkam. Teufel, so ein Mädel machte einem warm. Das hätte gerade noch gefehlt.

Ellen sprach keine Silbe. Sie sah ihn unverwandt an. Nur ihre Hände hoben sich kraftlos. Anderson ging zu ihrem Stuhl, hob die zitternden Finger hoch und drückte seine Lippen darauf.

„Ich war im Zentral-Park und wußte nicht, daß du dich sorgst!" sagte er jungenhaft schüchtern. Er ärgerte sich, daß ihm nichts Besseres einfiel.

Sie strich scheu über seine nassen Hände. „Es fehlt dir nichts?"

„Nicht das Geringste!"
„Zieh dich um, bitte, daß du nicht krank wirst!"
Sie sah ihm nach, wie er gehorsam in sein Ankleidezimmer trat und nach seinem Diener schellte. Radanyi mußte mitkommen. Sie tropften beide vor Nässe und auf dem Platz, wo sie gestanden hatten, wies der Perser große, feuchte Flecken auf.
Eine halbe Stunde später lag Ellen van der Veldt in ihrem Bett und weinte lautlos in die Kissen.
Sie fand sich in sich selber nicht mehr zurecht. Vor Mitternacht hätte sie geglaubt, nur einen einzigen Mann lieben zu können. Und nun waren es ihrer zwei.
Barmherzig nahm der Traum das verwirrte Mädchenherz in seine Arme.

*

Auf dem „Columbus" wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Alles lief und hastete durcheinander. Wer nicht an Bord blieb, lief eiligst nach der Landungsbrücke, die jede Minute weggeschoben werden konnte.
Nur Radanyi hielt, unbekümmert um alles ringsherum, Andersons beide Hände zwischen den seinen und sah dem Freund in die Augen: „Ich weiß nicht — ich gehe unsagbar schwer — trotz allem. Ich fühle, es ist noch nicht alles zu Ende für mich — ich meine das ganze Verhängnis, das über mir liegt. — Ich habe so ein dunkles Ahnen, daß dies meine letzte Fahrt ist, und daß ich nie wiederkomme — nie wieder!"
„Ach, Unsinn!" sagte Anderson und wurde dabei ein jämmerlich wehmütiges Gefühl nicht los. „Das ist der Abschied, Elemer. Da ist die Stimmung immer etwas düster!"
„Kann sein. — Ich fürchte, die Überfahrt wird mir schrecklich lang, obwohl ich tausend Gedanken in mir trage: immer frage ich mich, ob sie noch diese großen, unschuldigen Augen hat und diesen zierlich weichen Mund und dieses blonde Haar. Aber, wenn ich dann daran denke, daß sie nun zwei Jahre lang einem anderen gehört hat und ihm Weib gewesen ist, dann friert es mich bis in die Knochen!"
„Dann denkst du eben nicht daran. Es ist ja doch nun einmal nichts mehr zu ändern an der Sache!"
„Nein, nichts mehr zu ändern!"
Es sollte gleichmütig klingen, aber es schwang eine mühsam verhaltene Erschütterung mit.
„Und wenn ihr euch dann ausgesprochen habt und einig seid", sprach Anderson, um Radanyi auf andere Gedanken zu bringen, „dann bringst du sie uns herüber. Ihr seid mein Gast. „Wir fahren an den Michigan. Sag ihr, wie schön es da ist. Keine Seele stört euch, ihr braucht keinen gesellschaftlichen Verkehr zu pflegen, wenn ihr nicht wollt . . . vielleicht . . .", er sprach nicht fertig und preßte Radanyis Finger zwischen den seinen.
Das letzte Zeichen, das die Nichtpassagiere von Bord rief, ertönte. Anderson zog Elemer noch bis an die Laufbrücke mit.
„Nimm Ellen van der Veldt an dein Herz, Harald."
Anderson nickte.
„Und vergeßt mich nicht — vergeßt mich nicht!"
Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem Radanyi den Freund dabei ansah. Anderson wurde es ungemütlich dabei.
Er mußte ihm unbedingt noch ein Versprechen abnehmen.
„Und du wirst schreiben, Elemer! Du machst es nicht noch einmal so, wie bei ihr. — — —"
Radanyi schüttelte den Kopf. „So lang ich lebe, sollst du von mir hören — und wenn ich schweige — bin ich tot!"
„Elemer!" sagte Harald bittend.
„Dann bin ich tot!" wiederholte Radanyi. Sein Blick ging über den Freund hinweg.
„Wenn ich mit dir kommen könnte!" erregte sich Anderson. — „Mach ihr keine Vorwürfe, wenn du hinüberkommst, — du mußt ganz ruhig sein, wenn du zu ihr gehst. Nicht aufregen, Elemer — um Gotteswillen nicht aufregen. Das macht alles schlimmer. Und wenn — wenn ihr euch nicht mehr zusammenfindet, dann kommst du wieder, das heißt, ich hole dich!"
„Glaubst du?" sagte Radanyi gedrückt.
„Nein, nein — es wird schon alles gut werden. — Leb wohl! — Auf Wiedersehen!"
„Auf Wiedersehen! Und, Harald — vergiß nicht, Ellen van der Veldt von mir zu grüßen. — Sie soll verzeihen! — Ich kann nicht anders!"
„Ja. — Ich will's bestellen. Darüber sei ganz ruhig und sorg dich nicht. Und keine schwarzen Gedanken, mein Lieber."
„Ich habe ja Zeit dafür!" meinte Radanyi mit einem müden Lächeln. — „Sechs Tage Überfahrt! Eine Ewigkeit!"
Das letzte Zeichen!
Anderson mußte springen, um von Deck zu kommen. Ein Zittern ging durch den stählernen Riesenleib, der Radanyi nach Europa trug. Ein letztes Grüßen noch — ein Winken — der „Columbus" schwamm, wurde kleiner, schrumpfte zu einer Nußschale zusammen und war zuletzt nur noch ein winziger, schwarzer Punkt.
Anderson ließ ihn nicht aus den Augen, bis diese verschwammen. Langsam, mit hängenden Armen ging er nach seinem Wagen.
Radanyi war mit Auspacken in seiner Kabine beschäftigt. Harald hatte ihm einen Wohn- und einen Schlafraum besorgt. Es war ungemein gemütlich.
Draußen schmeichelten und kosten die weißen, leichtfüßigen Schaumkronen des Ozeans gegen die Fenster. Smaragdgrünes Licht schuf ihm eine eigene Färbung. Das leichte Schaukeln behagte ihm. Die Seekrankheit gab es für ihn nicht.
Er klingelte.
Ein Steward kam und frug nach seinen Wünschen.
Er wollte allein speisen. Wenigstens heute. Er hatte keine Lust, gleich am ersten Abend unter Menschen zu gehen, mit Fremden Fühlung zu nehmen und Bekanntschaften anzuknüpfen. Schlimm genug, daß so viele erste Newyorker Familien mit an Bord waren. Man hatte schon getuschelt, als er nach seiner Kabine ging. Aber sie sollten sich täuschen. Er würde die meiste Zeit unsichtbar bleiben.
„Der Geigerkönig!" rief die kleine Rotschild ganz ungeniert, als er über die Laufbrücke kam. Und dann hatten ihn ein halbes hundert Blicke angestarrt, unbekümmert um das hochmütige Gesicht, das er zur Schau trug.
Sie hofften wohl, er würde unten im Konzertsaal seine Geige einmal hören lassen. Aber er würde nicht spielen. Nicht um eine halbe Million Dollar. Die mochten tun, was sie wollten und er tat auch, was und wie es ihm paßte.
Er schlief schlecht die erste Nacht. Seine Träume waren ein wüstes Durcheinander. Schmutzige Wasser hatte er gesehen, und einen Berg zerbrochener Sektgläser und Rauch und der Csikos zu Hause ritt auf seinem Braunen und brach sich das Genick.
Er begrüßte aufatmend das erste schwache Frühlicht und stieg hinauf an Deck. Niemand war noch anwesend von den Passagieren. Nur die kleine Rotschild stand neben dem Offizier, der die Nacht Jour gehabt hatte, und schnubberte vergnügt die Morgenluft ein. Er wandte den beiden den Rücken und bog sich über die Brüstung.
Mittags saß er im Speisesaal. Das war doch ein wenig unterhaltender, als so mutterseelenallein auf seiner Kabine zu dinieren. Am Nachmittag schlief er und das Abendbrot ließ er sich wieder allein servieren.
Es war gräßlich, wie die Zeit sich schleppte und die Gedanken mit. Ob sie wohl schon wieder gesund war — ob sie sehr viel gelitten hatte? — Sehr viel? — Ob sie erwartete und ahnte, daß er kam. Er begrüßte die Nacht so dankbar, wie er das Frühlicht begrüßt hatte.
Am dritten Tage saß kaum mehr die Hälfte der Passagiere beim Mittagstisch. Nur er saß noch vollkommen unbehelligt von der gefürchteten Seekrankheit an seinem Fensterplatz und schief von ihm hinüber die kleine Rotschild. Sie aß mit Behagen, ließ ihre großen, braunen Rehaugen nach Muße wandern und entwickelte einen Appetit, der Neid erregte.
Erst zwei Tage später bevölkerte sich das Promenadendeck wieder. Bleiche, übernächtige Gesichter kamen zum Vorschein. Beinahe alle Liegestühle waren besetzt. Man hörte wieder lachen, rekelte sich in der Sonne, trank seinen Mokka, machte ein Spielchen und tat zuletzt, als sei gar nichts gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lienhard-Haus in Eisenach.

Von **Heinrich Eisen.**

„Einkehr ist Heimkehr. Heimat aber ist mein innerstes Selbst: der Gottesgeist."

Friedrich Lienhard, der Dreiundsechzigjährige, ist vor kurzem nach Eisenach übergesiedelt, wo er in einem Landhause im Angesicht der Wartburg und inmitten der Wälder seines Lebens Abend empfangen und seines Lebens Werk vollenden will.

Am Nordwesthang der Karthäuserhöhe liegt es zwischen Gärten und Feldern in heiter-traulichen Formen, weiß, mit grünen Fensterladen und graubraun gebranntem, molligem Pfannenziegeldach. Im Tale und rings empor an den Hügeln, ganz in Grün geschmiegt, breitet sich die Stadt, und drüben zwischen Eisenacher Burg und Metilstein ragt die Wartburg, welcher der Dichter in seiner Wartburgtrilogie (den dramatischen Dichtungen „Heinrich von Ofterdingen", „Die heilige Elisabeth", „Luther auf der Wartburg") ein Ruhmesmal schuf. Der Wald aber, der ihm „eine Hochburg guter Gedanken und goldener Melodien" ist, sein geliebter Thüringer Wald dehnt sich rings-

um, grüßt ihn, wohin sein Auge fällt, kommt ganz nahe, steht und rauscht und duftet um das Haus seines Dichters Tag und Nacht.

Und wie um das Haus, so ist auch im Haus alles licht und traut. Jeder Raum atmet Kultur. Jeder Raum ist voll Glanz, der von der Schönheit und Besinnlichkeit und dem Geliebtsein aller Dinge redet. Die Wartburglandschaft spiegelt sich in jedem Fenster.

Straßburg—Berlin—Weimar —und nun Eisenach: das sind die vier großen Lebensabschnitte Friedrich Lienhards. Straßburg—Berlin—Weimar: Kampf und mancherlei Enttäuschung. Wie mag es auch anders sein? Wollte und will er nicht „in wimmelnden Kärrnerseelen anfachen die leuchtende Ruhe großer Herzen“? Wenn ihm auch Hunderttausende Freund, Verehrer und Jünger wurden, Menschen aus allen Schichten unseres Volkes und voran die Jugend, soweit sie den Zeiterscheinungen angewidert den Rücken dreht und neu-alten Idealen Gefolgschaft leistet, — die seelisch taube, geistverkümmerte Masse hört ihn nicht, versteht ihn nicht, und das wortführende, den politischen Tendenzen und erotischen Süchten dienende, marktüberschwemmende, theaterbeherrschende Literatentum unserer Tage ist ihm feind. Hier gibt es keine Brücke: hier steht Geist gegen Ungeist. Zu den anderen aber, zu denen, die guten und reinen Willens sind, muß eine Brücke führen, zu den Stürmenden, Drängenden, Gärenden. Auch wer alle Leidenschaften liebt, dem Dämonischen im Menschenherzen ein flammender Künder und Deuter ist, wer in wilder Schöpfer- und Lebenslust auch die Tiefen und Finsternisse des Seins durchmißt, muß zu Lienhards Leben und Schaffen verehrend und liebend aufsehen. Wir ringen — er überwand. Wir brennen — er aber leuchtet.

Ach, wie wohl begreift er dies alles. „Mag die Liebe sündigen“, schreibt er, „sie wird ihre Wildheit büßen — aber sie sei gesegnet, wenn sie mit Kämpfen des Willens und des Gewissens verbunden bleibt, wenn sie stolz bleibt, wenn sie noch weinen und beten kann.“ Wissend ist Lienhard. Nicht aus Sattsein, sondern aus priesterlicher Erkenntnis. Auch wir empfinden die Wahrheit der Verse:

„Erst wenn dein begehrender Wille
Tapfer zum Schweigen gebracht,
Vernimmst du die Stimmen der Stille,
Die großen Gespräche der Nacht —“

Aber wir hängen am Fleische mit weher Inbrunst, sträuben uns gegen das Entsagen, umschlingen das Leben mit allen Sinnen — und doch ist alles eitel, vergeht und verweht, und nur das bleibt, was aus unserer Seele erwuchs, aus unserer Sehnsucht nach einer Erfüllung, die ewig ist.

Auch Lienhard hat gerungen: „Manchmal freilich, in weichen Nächten, wenn die Spannkraft nachläßt, geht es wie ein Weinen durch die Waldung unserer Seele, und man sitzt mit gepreßten Lippen und nassen Augen und starrt eine Gartenhütte an.“ Wollen nicht auch wir Brennenden dieses Leuchtenden Hände fassen? Er schilt uns nicht, er ist nur leise ein Stück voran und vorauf gegangen. Auch über unseren zerrungenen, zerlebten, müde genossenen Leibern und Herzen wird einmal lächelnd, verklärend und erlösend die Abendsonne stehen. Lienhard aber stand schon am Anstieg und in der Jugend- und Vollkraft seines Lebens in diesem Licht.

Straßburg — Berlin — Weimar — und nun Eisenach. Der Dichter hat seinen ursprünglichen Plan, sich in die stille Schönheit des Schwarzwaldes zurückzuziehen, aufgegeben, zum Teil aus gesundheitlichen Gründen. Fast ohne sein Zutun, freundschaftlichem Rat und Wunsch gehorchend, hielt er Einkehr in der Wartburgstadt, die seinem Herzen, seinem ganzen Wesen und Schaffen so nahe steht. Dies alles ist ihm wie eine Fügung. „Fernfahrt oder Einkehr?“ lautet die Überschrift des letzten Kapitels im Thüringer Tagebuch, und es beginnt mit dem Satz: „Diese Frage steht noch heute vor mir, wie damals in der Kammerberger Gartenhütte.“ Nun ist diese Frage endgültig gelöst: „denn nähm' ich gleich Flügel der Morgenröte, ich erflöge mir weder Erdenglück noch die Gottheit.“

Weiß liegt das Haus am grünen Hang. Hoch ragt die Wartburg. Weit steht der Wald. Und es wird sein, als brächen neue Quellen auf in des Dichters Tiefen. Seliger noch als in jener Thüringer Gartenhütte am Rande des Ilmtales wird es in seinem Eisenacher Arbeitszimmer, das sich zur Wartburglandschaft weitet, in ihm aufsteigen: „. . . jede Sekunde empfinde ich dankbar als ein Tröpfchen Ewigkeit. Säß' ich so einhundert Jahre wie ein Mönch von Heisterbach, und lauschte hinaus, ich glaube nicht, daß ich müde würde.“

So wird Friedrich Lienhard in Eisenach sein Werk vollenden. Einen neuen Roman „Das Landhaus bei Eisenach“ hat er begonnen. Er wird seinem Volk und der Welt noch viel zu sagen haben. Wie er's vom Geschick erbat, wird er „durch das Schaffen und Sorgen der Menschen wandeln wie eine Stimme des Waldes“.

Straßburg — Berlin — Weimar — Möge ihm Eisenach Erfüllung werden nach seinem Wort: „So ist Einkehr eine Heimkehr in den alles erschaffenden und erhaltenden Geist.“

Normannische Runen in Amerika

Kam Columbus 130 Jahre zu spät? — Der Runenstein von Kensington. — Indianerüberfall auf das Normannenlager. — Fälschung ausgeschlossen! — Die Wahrheit bricht sich Bahn.

Von Dr. **Alfred Melzer**-Stockholm.

Der norwegisch-amerikanische Forscher Hjalmar Rued Holand weilt seit einiger Zeit in Oslo, um sich in der dortigen Universitätsbibliothek Beweismaterial für seine Anschauung zu verschaffen, daß die Fahrt Eriks des Roten (Leif Erikssons) nach der Ostküste Labradors und sein Aufenthalt im „Weinlande“ Massachusetts keine zufällige Begebenheit ohne weitere Folgen gewesen sind, sondern ein planmäßig unternommener Versuch zur Entdeckung Amerikas, und daß ferner um die Mitte des 14. Jahrhunderts, rund 130 Jahre vor der Landung des Columbus, Normannen in Riverdalen (Minnesota) ansässig gewesen sein müssen. Schon vor Jahren kam Holand auf seiner Suche nach Spuren normannischer Einwanderung in Amerika nach der in Minnesota gelegenen Stadt Kensington und erfuhr dort, es sei bei Ausschachtungsarbeiten ein verwitterter Stein gefunden worden, dessen Inschrift niemand entziffern konnte. Holand ging hin und trotzte dem alten Runenstein sein Geheimnis ab. Die Inschrift lautete: „Wir, 8 Goten und 22 Normannen, sind auf Entdeckerfahrt von Weinland (Vinland) aus gen Westen. Wir schlugen unser Lager eine Tagereise nördlich von diesem Stein auf und begaben uns einen Tag auf Fischfang. Als wir ins Lager zurückkehrten, fanden wir dort 10 von unseren Leuten tot in ihrem Blute liegen. Ave Maria! Bewahre uns vor diesem Schicksal! 10 Männer unserer Mannschaft befinden sich bei den Booten, 14 Tagereisen von diesem Ort entfernt. Anno 1362.“

Das ist die Inschrift des nun so berühmt gewordenen Kensington-Steines. Von der Wissenschaft wurde verschiedentlich seine Echtheit bezweifelt. Einwendungen mannigfacher Art wurden gegen die Theorie einer normannischen Einwanderung erhoben, und so entbrannte bald um diesen Stein und seine Inschrift ein Streit, der bereits zwanzig Jahre dauert und noch immer nicht entschieden ist. Hjalmar Rued Holand ließ sich indes von seiner als richtig erkannten Meinung nicht abbringen und kämpfte in Wort und Schrift für den Beweis seiner Theorie. Er steht jetzt kurz vor der Vollendung eines groß angelegten wissenschaftlichen Werkes über den strittigen Fund. Alle gegen seine Anschauung erhobenen Einwände hofft er, gestützt auf neues, ihm in Oslo zur Verfügung gestelltes Beweismaterial, das hervorragende skandinavische Altertumsforscher anerkannt haben, endgültig entkräften zu können. Dem Berichterstatter einer nordischen Zeitung teilte Holand über die Echtheit des Runensteines folgendes mit: „Es ist häufig behauptet worden, der Stein sei neueren Ursprungs, aber bedeutende amerikanische Geologen haben einwandfrei nachgewiesen, daß sein verwitterter Zustand auf ein ansehnliches Alter schließen läßt. Hinzu kommt noch, daß, als der Stein (von Holand) gefunden wurde, er zwischen den Wurzeln einer schweren Esche eingeklemmt lag. Die Wurzeln waren um ihn herum gewachsen und umschlossen ihn völlig. Forstsachverständige der Vereinigten Staaten erklärten übereinstimmend, daß Eschenwurzeln von diesem Umfang mindestens ein Alter von achtzig Jahren besäßen. Der Fund erfolgte im Jahre 1908. Achtzig Jahre vorher aber befand sich noch kein Weißer in der weiteren Umgebung von Kensington. Der erste Siedler kam, wie feststeht, erst 1864 dorthin. Auch von sprachkundlicher Seite hat man versucht, das Alter der Inschrift anzuzweifeln; jedoch ohne Erfolg, denn schwedische und isländische Sprachforscher haben mir mehrfach bestätigt, daß die Worte und Ausdrucksweise der Inschrift dem Stande der nordischen Schrift- und Umgangssprache des 14. Jahrhunderts durchaus entsprechen. Und selbst wenn hier eine Fälschung vorliegen sollte, wer in aller Welt sollte sie denn begangen haben? In einer Gegend, die früher nur spärlich von einigen Indianern bevölkert war und in den letzten sechzig Jahren von ärmlichen, geistig beschränkten Kolonisten. Nein, die Inschrift ist echt, und sie stimmt auch ausgezeichnet mit dem überein, was Professor Gustav Storm im Jahre 1890 über Paal Knutssons Westlandfahrt, die ebenfalls um die Mitte des 14. Jahrhunderts erfolgte, veröffentlichte. Im Jahre 1355 sandte König Magnus Eriksson Paal Knutsson mit der Weisung nach

Grönland, die Bewohner dieser Insel zum Christentum zu bekehren. Inzwischen hatten die Grönländer ihre Siedlungsplätze verlassen und waren westwärts nach Amerika gezogen. Paal Knutsson folgte ihren Spuren, zuerst nach „Vinland“, durchstreifte die ganze Halbinsel Labrador und die Hudson-Bucht. Zehn Mann blieben dort bei den Booten zurück, während die 20 übrigen in südlicher Richtung durch das heutige Kanada bis nach Minnesota zogen. Nach vierzehn Tagemärschen wurde dann ein Teil dieser Abteilung von Indianern überfallen und getötet, ein Gemetzel, auf das ja auch die Inschrift des Kensington-Steines hinweist.“

Berücksichtigt man endlich, daß im Verlauf der letzten fünfzig Jahre im Staate Minnesota allerlei Altertumsfunde (Streitäxte, Spangen, Broschen, Feuersteine, Schwerter) an die Öffentlichkeit gelangt sind, deren Formen mit denen mittelalterlicher Gerätschaften der Nordländer übereinstimmen, so wächst damit die Wahrscheinlichkeit, daß es sich in der Tat bei dem Runensteinfunde Hjalmar Rued Holands um ein archäologisches Forschungsergebnis von großer Tragweite handelt, das jahrzehntelang heftig umstritten, von der Wissenschaft doch eines Tages anerkannt und gewürdigt zu werden verdient.

Der eiserne Vorhang in Madrid.

Von **Paul Elbogen**-Wien.

Spanien gehört geographisch zu Europa. Aber nur geographisch. Denn in allen anderen Belangen ist es so uneuropäisch wie kein anderes Land unseres Kontinents. Die große Öffentlichkeit erfuhr erst durch die grauenvolle Katastrophe im „teatro novedades“ in Madrid von der Tatsache, daß sich in spanischen Theatern kein eiserner Vorhang befindet. Das ist eines von den tausend Dingen, die dem Spanienreisenden die Zivilisationsferne dieses merkwürdigen Landes zum Bewußtsein bringen. Was noch im dunkelsten Kroatien selbstverständlich ist — in den Hauptstädten Spaniens wird es zum Problem.

Du stellst in einem ersten Hotel in Barcelona — der modernsten Metropole der Halbinsel — wie in allen anderen Ländern deine Schuhe abends vor die Tür deines Zimmers. Am Morgen stehen sie genau so staubig wie vorher an derselben Stelle. Du überreichst sie dem Hausknecht, der eben vorbei geht. Er sieht dich an, verächtlich, den Mundwinkel empor gezogen, und antwortet dir ein einziges Wort, vom Pomadescheitel bis zur Sohle Caballero: „Limpia bota?“ (Stiefelputzer?). Erst im Kaffeehause, eine halbe Stunde später, verstehst du, wenn zwei Limpias an deinen Beinen zerren, um dir die Schuhe zu polieren. Kein Stubenmädchen, kein Hausknecht in ganz Spanien putzt dir die Schuhe — er, ein Caballero?

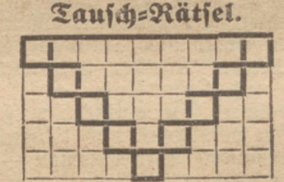
Du hast die einundeinhalb Stunden Bahnfahrt nach Segovia, der herrlichen romanischen Kirchenstadt, hinter dir, den Traum der Stadt geträumt und stehst nun, angenehm ermüdet, auf dem Bahnhof, um nach Madrid zurück zu fahren. An der Kasse zeigst du deine Kilometerkarte, um dir diese drei Zettelchen, die Kilometerzahl, herausreißen zu lassen. „Nada“ (nichts), sagt die Dame an der Kasse. Wie — nichts? Was heißt das? „Der Zug ist überfüllt“, sagt das Fräulein und klappt das Fenster herunter. Du mußt in Segovia übernachten. In Spanien gibt es — als einzigem Land der Welt vielleicht — überfüllte Züge, in die man nicht mehr einsteigen darf. Steigst du von der anderen Seite dennoch im Schutze der Dunkelheit ein, dann gnade dir Gott — du mußt den doppelten Fahrpreis Strafe zahlen.

Die Eisenbahnen sind überhaupt eine unerschöpfliche Quelle des Humors — für den Optimisten, aber für den Pessimisten eine Hölle. Vor allem sind sie um zwanzig Zentimeter breiter in der Spurweite, so daß du an der Grenze, auch bei „durchlaufenden“ Zügen, umsteigen mußt, was besonders in der Nacht gegen drei Uhr sehr angenehm ist. Port Bou, die Grenzstation, besteht aus einem Bretterhaus und einem sehr weit entfernten Fischerdorf. Ferner kannst du nur in der ersten Klasse fahren, da die dritte neben den sichtbaren zwölf Fahrgästen unzählige unsichtbare mitreisende Lebewesen enthält. Und die zweite? Die gibt es nicht! Nur Bummelzüge führen zweite Klasse, und mit ihnen kann nur ein Mensch ohne Nerven fahren. Bummelzüge? Der „tren de lujo“ (Luxuszug) fährt im Durchschnitt — wenn er sich sehr beeilt, weil der Lokomotivführer Frau und Kind wiedersehen will — 50 Kilometer in der Stunde. Wie der Bummelzug fährt, ist unbeschreiblich. Die Ankunft an der Endstation berührt dich wie ein Mysterium. — Die erste Klasse ist rein, da nur Hidalgos darin reisen. Die Frauen dieser vornehmen Leute sind ebenso schön wie mondän. Barcelona und Madrid haben Untergrundbahnen. Aber in den eisigen Aprilnächten, wenn der Nordwind über die Mancha braust, findest du auf den Kirchenstiegen vor dem Tor große, in Zeitungspapier gewickelte und mit Bindfaden verschnürte Pakete, die du dir so lange nicht erklären kannst, bis du einmal am Morgen siehst, wie sich ein Mensch oder etwas Menschenähnliches herausschält.

Spanien ist das Land an der Grenze zwischen Zivilisation und Kultur. Seine eigene, alte, edle Kultur verliert sich allmählich, und die Zivilisation sickert ein, gleichmachend, verwischend. Wenige Jahre oder Jahrzehnte noch, und man wird Sonntags die Mädchen und Frauen nicht mehr mit dem hohen Steckkamm, Mantone und Mantilla spazieren gehen sehen, in den Theatern wird es eiserne Vorhänge geben, statt zu Stierkämpfen wird man zu Fußballmatches laufen — und Spanien wird genau so aussehen wie alle anderen Länder Europas: Vergangenheit, belebt von individualitätslosen Menschen, gleich gekleidet, gleich interessiert — Europäer!



Tausch-Rätsel.



In die neun senkrechten Reihen sind folgende Wörter in dieser Reihenfolge einzusetzen: Nacht, Niger, Kelle, Stein, Heber, Marne, Barke, Turan, Ahorn; sodann sollen durch Tausch der in den stark umgezogenen Feldern stehenden Buchstaben mit anderen neun neue Wörter gebildet werden. Die eingetauschten Buchstaben ergeben einen oft zitierten Ausspruch Goethes.

*

Rechen-Aufgabe.

Zwei Indianer lagerten zu kurzer Rast unter einem Baum. Da zog der eine 5, der andere 3 Maiskuchen hervor, und sie legten ihre Mundvorräte zusammen, um sie gemeinsam zu verspeisen. In diesem Augenblick gesellte sich ein halbverschmachteter Flüchtling zu ihnen, der sie anflehte, ihn an ihrer Mahlzeit teilnehmen zu lassen. Seine Bitte fand Gewährung, und als die Drei die Maiskuchen verzehrt hatten, erhob sich der Fremde, legte 8 Silberstücke vor die Indianer hin und schritt mit Dankesworten von dannen. Der Indianer, welcher die 3 Maiskuchen zu dem Mahle gespendet hatte, wollte nun 3 Silberstücke an sich nehmen, und dem anderen 5 Silberstücke lassen, allein dieser wollte von einer solchen Teilung nichts wissen und behauptete dabei, zu kurz zu kommen. Beide begaben sich nunmehr zu einem alten Häuptling, der im Rufe großer Weisheit stand und baten denselben um seinen Schiedsspruch. Wie lautete dieser?

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 214.

Spitzen-Rätsel:

W	i	l	h	e	l	m	T	e	l	l
i	n	i	o	i	a	i	o	n	o	i
e	n	n	r	m	n	n	r	g	t	e
n		d	i	e	g	n	w	e		d
		e	z	r	n	a	a	l		
			o		a		c			
			n		u		h			
			t				t			

*

Buchstaben-Rätsel: Zwolle — Wolle.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.